

Die Kunst als Streben nach Erfolg: »gegen(w)art« oder der nüchterne Blick

Alle Künstler streben nach Erfolg, und zwar in der Form von Einnahme der öffentlichen Aufmerksamkeit mit ästhetischen Mitteln. In der Tat, die Modernisierung der Kunst oder, anders gesagt, die Geburt der Kunst aus dem Handwerk, läßt sich als eine Umwendung der ästhetisch erregten Aufmerksamkeit auf sich selbst deuten. Die künstlerischen Arbeitskräfte, die die Ansprüche auf Beachtung von Macht und Religion sinnlich unterstützt hatten, fingen an, sich die Strategien ihrer alten Herrscher anzueignen und für sich selbst zu arbeiten. Im Fall der Musik ist dieser Prozess im Kontrast zwischen Bach und Wagner schwer zu verkennen. Während der erste eines seiner besten Werke „in tiefster Untertänigkeit“ als *Musikalisches Opfer* einem König widmete, der ihm nicht einmal dafür dankte, ließ sich der zweite von den Fürsten Europas in seinen Festspielen zu Bayreuth zujubeln. Die Kunst hatte sich in etwas mehr als hundert Jahren von ihrer alten Funktion, die öffentliche Aufmerksamkeit für andere zu sammeln, befreit. Im gewissen Sinne, war es ihr sogar gelungen, ihre alten Herrscher in ihren Dienst zu nehmen.

Der spezifische Weg, durch den die Kunst auf sich selbst aufmerksam zu machen versucht, hat Boris Groys als Innovation mittels einer Aufwertung des profanen Raums gedeutet. Diese Aufwertung hat im Laufe der Geschichte die unterschiedlichsten Formen angenommen. Was auch immer das konkrete innovative Verfahren des Künstlers gewesen ist, man kann im Hintergrund den Willen erkennen, sich eine gute Position im Wettbewerb um die Aufmerksamkeit zu sichern. Für die Gewalt, die diesem Wettkampf des Neuen innewohnt, liefert Cai Guo-Qiang ein gutes Beispiel. Nachdem die Avantgarden alle Formen des Skandals scheinbar erschöpft haben, greift er einfach zu den Waffen. In seinen »Projects for Extraterrestrials« versucht Cai Guo-Qiang die Bewohner eines anderen Planeten mittels großer Explosionen auf sein Werk aufmerksam zu machen. Man weiß noch nicht ob dieser Pulveraufwand einen Effekt außerhalb der Erde gehabt hat; auf ihr aber hat er geschafft, dass die chinesische Regierung Cai Guo-Qiang mit der Eröffnung der Olympischen Spiele in Peking beauftragt und ihm somit den Zugang zu einem 2.000 Millionen großen Publikum ermöglicht hat. An diesem Beispiel scheint die Annahme, dass die verschiedensten

Innovationsverfahren der modernen Kunst einem Wettkampf um die (irdische) Aufmerksamkeit dienen, schwer zu verleugnen.

Genau diese Annahme legt den Grund für das Projekt »gegen(w)art« von Daniel M. Fabry. Indem er sein eigenes Streben nach Erfolg als Kunst vorstellt, macht er den Wettbewerb um die Aufmerksamkeit bewusst zum Thema. Man missversteht dieses Verfahren, wenn man es als den Versuch, eine Kritik auf die moderne Kunst auszuüben, deutet. Daniel M. Fabry steht einer kritischen Rolle der Kunst (sei es auch auf die Kunst selbst) skeptisch gegenüber. Trotzdem erfüllt »gegen(w)art« eine wesentliche Bedingung jeglicher Kritik: das Projekt wirft auf die Kunstproduktion einen entlarvenden Blick, jenseits aller Illusionen, die das Streben nach Erfolg gerechtfertigt haben. Die Worten von Marx sind hier auf die Kunst anzuwenden: wenn alles Heilige entweiht wird, sind wir gezwungen, unsere gegenseitigen Beziehungen mit nüchternen Augen anzusehen. Es ist schwer sich einen politischeren Blick von der Kunst auf sich selbst vorzustellen.

Nun aber widersteht Daniel M. Fabry der üblichen Versuchung, sich von dem frei zu erklären, was er in allen anderen entdeckt. Möchte man die Kunst aufgrund von ihrem angeblich perversen Antrieb verurteilen, so muss man auf einen moralischen Elfenbeinturm hinaufklettern. Daniel M. Fabry verzichtet auf intelligente Weise darauf. Die Explizitmachung dessen, was in der künstlerischen Produktion verdeckt geblieben ist, rechtfertigt hier seine eigene Arbeit, aber nicht durch die Entlegitimierung der restlichen Kunst. Ganz im Gegenteil: Indem er das Streben nach Erfolg explizit zum Vordergrund bringt, stellt sich Daniel M. Fabry in der Tradition der Avantgarde, die immer damit beschäftigt war, das eigene schaffende Verfahren zu offenbaren.

Die Absicht, mit dem eigenen Werk *unmittelbar* den Erfolg zu verfolgen, wird noch als ein für den Künstler unwürdiges Ziel, d. h., als Teil des profanen Raums, betrachtet. Daniel M. Fabry wertet diesen Teil des profanen Raums durch einen doppelten Schritt auf. Erstens, weist er darauf hin, dass die Kunst immer schon ein Wettkampf um die Aufmerksamkeit gewesen ist. So bietet er einen neuen Standpunkt an, aus dem man einen Überblick auf alle Kunstwerke, einschließlich seiner, gewinnt. Zweitens, macht er diesen Wettkampf zu seinem Thema. So behält er für sein eigenes Werk eine privilegierte Position, von diesem Standpunkt aus gesehen: es wird zum einzigen Werk, das seinen tatsächlichen Antrieb explizit anerkennt. Auf diese Weise, wie schon erwähnt, verbindet er das ganze Projekt mit einem zentralen Leitmotiv der Avantgarde: die Offenbarung des schaffenden Verfahrens. Durch diese Verbindung zu

einem Motiv der wertvollen künstlerischen Tradition vollzieht Daniel M. Fabry die Aufwertung des profanen Strebens nach Erfolg.

Dass diese raffinierte, hochreflektierte aber auch humorvolle Strategie eine erfolgreiche Innovation hervorbringt, kann man an einem Eindruck erkennen, den das Projekt »gegen(w)art« im Publikum erweckt: den der Ehrlichkeit. Indem es seinen tatsächlichen Antrieb explizit anerkennt, scheint das Projekt ehrlich; indem alle anderen Werke ihn verleugnen, scheinen sie unehrlich. Ob diese Aussagen psychologisch wahr oder falsch sind, hat für die Kunst natürlich keine Bedeutung. Das Wichtige ist, dass dieser Anschein der Ehrlichkeit, laut Groys, ein klares Zeichen für die privilegierte Stelle des Werks im System der kulturellen Werte ist. Nur die erfolgreichen Innovationen schaffen es ehrlich auszusehen.

Diese Ehrlichkeit dient dem Wettkampf um die Aufmerksamkeit genauso strategisch wie alle anderen Ziele, die die „unehrlichen“ Werke angeblich verfolgen. Das ist nicht zu widerlegen. Man muss aber gestehen, dass es hier in einer viel eleganteren Weise geschieht. Das Projekt »gegen(w)art« funktioniert wie ein logischer Beweis voller Spannung. Auf die formale Schönheit der Logik kann es einen berechtigten Anspruch erheben.

Jaime Cuenca
Bilbao, März 2009